Werk

Titel: Fausts Hellasfahrt. Nachklänge einer eigenen griechischen Reise

Autor: Hagen, Benno von

Ort: Weimar

Jahr: 1940

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0005|log8

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Benno von Hagen

Fauſts Hellasfahrt

Nachklänge einer eigenen griechiſchen Reiſe

Bringt ihn zu ſeinem Elemente.
Homunculus

Warum iſt der Italienreiſe Goethes keine griechiſche Reiſe gefolgt, warum begnügte ſich Goethe mit Großgriechenland, mit Paeſtum und Sizilien? Ob nicht ein unerhört neuer Humanismus, noch geſteigert gegenüber dem durch Winckelmanns und Goethes Italienfahrten bedingten, die Auswirkung einer Goetheſchen Hellasreiſe geweſen wäre? Man erinnere ſich nur des tiefen Eindrucks, der unendlichen inneren Bewegung, die etwa die Elgin marbles oder die Agineten in Goethe hervorriefen (der ſie nur aus Zeichnungen kannte) oder aber, wie er ſich 1818 der in Jena erſchienenen Überſetzung ſeiner ‚Iphigenie‘ ins Neugriechiſche freute und im Freiheitskampfe der Hellenen ihre Schickſale fiebernd verfolgte, Lord Byrons Tod nicht zu vergeſſen! Aber von dem Goethe, der die Elgin marbles und die Agineten ſtudiert, dürfen wir keine Hellasreiſe mehr erwarten: mit ſiebzig Jahren reiſte man damals nicht nach Hellas! Als Lord Byron ſtarb, war Goethe faſt fünfundſiebzig, als Hellas frei vom Türkenjoche wurde, achtzig Jahre alt. Und doch hat Hellas von 1800 an den Platz von Rom in Goethes Innerem eingenommen.

Goethe iſt alſo nicht in Griechenland geweſen, aber einmal in ſeinem Leben iſt er ernſtlich in Verſuchung gekommen, dorthin zu reiſen. Das war am 28. März 1787 in Neapel, kurz vor ſeiner Abreiſe nach Sizilien. Da trat Prinz Chriſtian von Waldeck perſönlich an Goethe heran und forderte ihn auf, nach ſeiner Rückkehr von Sizilien mit ihm gemeinſam nach Dalmatien und Griechenland zu fahren. ‚Er beunruhigte mich‘ mit dieſer Frage, heißt es unter dem 28. März 1787 an einer wenig beachteten Stelle der ‚Italieniſchen Reiſe‘.[1] Und mit lakoniſcher Kürze fährt Goethe fort: ‚Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten, daß man nicht entrückt oder gar verrückt wird. Zu keiner Silbe weiter bin ich fähig.‘ Das iſt der echte und der ganze Goethe. Die Sorge, das ſeeliſche Gleichgewicht in Hellas zu verlieren, entrückt oder, wie er bedeutſam genug hinzufügt, ver-rückt zu werden, hat Goethe

[1] In den Briefen aus Italien vom Jahre 1787 erwähnt Goethe das Reiſevorhaben nicht. Der Prinz gab den Reiſeplan auch auf. Hiſtoriſch bleibt dennoch die Beunruhigung!

die Einladung ablehnen laſſen. Wie er in ſeinem Leben ſchweren Erſchütterungen der Seele aus dem Wege gegangen iſt, ſo iſt er dieſer Möglichkeit ausgewichen. Noch in dem wunderbaren Aufſatz des Jahres 1805 über Winckelmann, den Goethe in Italien als ſeinen Mentor werten gelernt hatte, heißt es mit offenſichtlicher Anſpielung auf ſein eigenes Erlebnis mit dem Fürſten von Waldeck: ‚Sodann iſt einer, der in Rom wohnt, der Reiſeluſt nach allen Weltgegenden ausgeſetzt. Er ſieht ſich im Mittelpunkt der Alten Welt und die für den Altertumsforſcher intereſſanteſten Länder um ſich her: Großgriechenland und Sizilien, Dalmatien und der Peloponnes, Jonien und Ägypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichſam angeboten und erregt in einem, der wie Winckelmann mit Begierde des Schauens geboren iſt, von Zeit zu Zeit ein unſägliches Verlangen.‘ In dieſen durch die Schönheit der Sprache geradezu ausgezeichneten Sätzen klingt noch nach achtzehn Jahren die Unruhe und Erregung nach, in die Goethe auch nur der Gedanke an eine griechiſche Reiſe verſetzt hatte. So erſt erklärt ſich, warum Goethe dem betreffenden Abſchnitt des Winckelmann-Aufſatzes die Überſchrift ‚Unruhe‘ gegeben hat.

Goethe konnte Hellas mit eigenen Augen nicht ſchauen, mußte ſich vielmehr mit dem ‚farbgen Abglanz‘ begnügen. Wenn er auch das Land der Griechen nicht betreten, ſondern nur ‚mit der Seele‘ geſucht hat, ſeinen Fauſt hat er – im zweiten Teile – eine Hellasfahrt ausführen laſſen. Ihr ſei unſere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Vielleicht gewinnt durch eine zuſammenfaſſende Betrachtung dieſer Hellasfahrt bei dem oder jenem das Verſtändnis des zweiten Fauſt. Bismarck, der den erſten Teil auswendig wußte, bekannte ehrlich, den zweiten Teil des Fauſt nicht verſtanden zu haben. Nichts liegt uns ferner als die Anmaßung, hier auch nur eine Schwäche feſtſtellen zu wollen. Gelehrteſte Fauſtkommentatoren haben das Verſtändnis oft mehr verwirrt als gefördert. Der zweite Teil des Fauſt iſt voll von Rätſeln und Geheimniſſen, und es iſt ſicher der Kunſt Goethes dienlicher, ſich dem myſtiſchen Strom, der durch den Fauſt geht, willig, vielleicht gar willenlos, vor allem aber ehrfürchtig hinzugeben, als mit einem trockenen Rationalismus im Sinne Wagners die ‚Fülle der Geſichte‘ zu ſtören. Wir glauben, es bewahrt uns die Kraft Goetheſcher Wortkunſt – Rhythmus wie Vers oder Ausdruck – und die Macht ſeines gewaltigen Geſtaltungsvermögens, die uns, wie nirgends ſonſt, in weiteſte Räume durch die Luft, über Meer und Gebirge, in Höhen und Tiefen, zu Flüſſen, Klüften, Burgen und Höhlen führt, vor dem Verſuch auch nur, dem Meiſter ſelbſtgefällig in die Karten zu ſehen oder Geheimniſſe abzu-

lauſchen. Auf der anderen Seite verlangt das Beſtreben vieler Interpreten, das Hellaserlebnis des zweiten Teils als bloße Ausgeburt Goetheſcher Phantaſie oder Symbolik zu werten, entſchiedenen Einſpruch und Klärung. Dem Genius treten wir mit ſolcher Einſtellung nicht zu nahe, denn zu entdecken, daß unendlicher Fleiß, weit ausgedehnte und tief ſchürfende Studien der Konzeption der griechiſchen Landſchaften vorausgegangen ſind, tut der Ehrfurcht vor der Größe letzter Schau des Dichters und Sehers keinen Abbruch. Im Gegenteil: Die Erkenntnis der wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten Goethes auf den Gebieten der Topographie und Klimatologie, der Flora und Fauna, der Siedlung, der Mythologie und der Geſchichte – durch volle dreitauſend Jahre – kann die Achtung vor dem Künſtler nur ſteigern, weil ſie den Abſtand zwiſchen ſogenannter realer Umwelt und echter Wirklichkeit nur vergrößert und die Augen dafür öffnet, daß Fauſts Hellasfahrt ein gigantiſches Gemälde und keine Photographie iſt, ein Gemälde, das nur möglich wurde, weil Goethe den Pinſel führte mit ſeinem ureigenſten Verlangen nach dem klaſſiſchen Lande der Schönheit, mit ſeiner Liebe zur Idee ‚Hellas‘, mit ſeinen Kenntniſſen und Erkenntniſſen von Land und Leuten, mit ſeiner Fähigkeit, ſich von dem ſicheren Grunde der Erfahrung emporzuheben zu den ‚Gefilden hoher Ahnen‘...

Der Verfaſſer würde es nicht unternehmen, Fauſts Hellasfahrt, deren Spuren eine Arbeit von Richard Buſch-Zantner (Fauſtſtätten in Hellas) ſchon einmal nachgegangen iſt, wiederum und nunmehr zuſammenfaſſend darzuſtellen, wenn er nicht in doppeltem Sinne bei dem Verſuch einer ſolchen begrenzten und doch umfaſſenden Schau beglückt worden wäre. Denn dieſer Aufſatz iſt herausgewachſen aus einem Vortrag, den er in der Oſterwoche 1934 an Bord der ‚Oceana‘ vor zweihundertundfünfzig in einem Gemeinſchaftserlebnis beſonderer Art engverbundenen Hellasfahrern auf der Überfahrt von Sizilien nach dem Peloponnes gehalten hat unter dem tiefen Eindruck eines nach heftigem Sturme völlig beruhigten, veilchenblauen Meeres und eines allen Gefährten unvergeßlichen Sonnenuntergangs: die Ergriffenheit ſeiner Zuhörer iſt und bleibt ihm Gewähr der Größe Goetheſcher Geſtaltungskraft. Sodann war es das eigene Erleben griechiſcher Landſchaft, das ihn am Taygetos, am Olymp und am Athos unvergängliche Bilder der griechiſchen Bergwelt empfangen ließ und auf der Meerfahrt von der lieblichen Inſel Rhodos zu den Felsbuchten des Ägäiſchen Meeres an der Halbinſel Magneſia die überwältigende Schönheit des Goetheſchen Galateenzuges erlebnismäßig zu prüfen und zu werten lehrte. Seine Ausführungen möchten, indem ſie dem Gang der Dichtung folgen, einen Hauch der

vom Dichter nie geſehenen Landſchaft ſpüren laſſen, die er in der klaſſiſchen Walpurgisnacht mit den Geſtalten ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie erfüllt, die er in Sparta und Arkadien in den Zauber und die Schrecken mehrtauſendjähriger Mythologie getaucht hat, um Deutſcheſtes zur geiſtigen Entſcheidung in ſeiner Weltdichtung gelangen zu laſſen. Von jenem Hauche möchten auch ſeine mühſamen und weit ausgedehnten Studien zu Goethes gewaltigen Vorarbeiten berührt werden, ohne die nun einmal das volle Verſtändnis des zweiten Fauſt nicht erreichbar iſt.

Fauſts Hellasfahrt als Ganzes ſchließt ein: die Vorbereitung des Fluges, die Landung in Hellas, den Aufenthalt in Hellas (erſtens theſſaliſcher, zweitens peloponneſiſcher Schauplatz[1]) und den Rückflug gen Norden.

Abſichtlich treten wir medias in res, obwohl wir uns bewußt ſind, daß zunächſt eine ſorgfältige Interpretation die Hexenküche im erſten Teile, ſodann die Beſchwörungsſzene von Helena und Paris im erſten Akt des zweiten Teils behandeln müßte. Höchſt bedeutſam ſind auch die Zuſammenhänge zwiſchen Goethes Fauſt und ſeinen Vorbildern, dem Fauſtbuche von 1587 und dem Puppenſpiel; nur Streiflichter können hier auf ſie fallen. Auch wollen wir nicht bei Anſichten der Interpreten verweilen, ſondern lieber echte Aſpekte im Sinne Goethes vermitteln; weshalb wir auch den Dichter ſo oft wie möglich ſprechen laſſen.

Die alte Fauſtſage kennt bereits den Helenakompler, das heißt die Beſchwörung von Helena und Paris. Noch im Jahre 1800 wollte Goethe die Helena poſſenartig

[1] Einen dritten Schauplatz, den ich mit Buſch-Zantner im Athos, der Welt des ἅγιον ὄρος, erblicke, wo der fünfte Akt ſeinen erhabenen Ausklang findet, wage ich nur mit einem durch Beweiſe nicht zu erhärtenden Bekenntnis zu begründen. Gerade am Athos, im Aufblick zu den am Felſenrand angehefteten Klöſtern, Einſiedeleien und Sketen, bis hinauf zur ſchneeigen Höhe des Gipfels hat mich der Gedanke nicht verlaſſen, daß, wenn irgendein Schauplatz, ſo dieſer Goethe vorgeſchwebt hat, um Fauſts Unſterbliches aus der ‚tiefen Region‘ in immer reinere Höhen zu erheben. Goethe ſelbſt ſpricht in der ſzeniſchen Anordnung von Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde und von den heiligen Anachoreten, ‚gebirgauf verteilt, gelagert zwiſchen Klüften‘, aber ſchon aus ‚Chor und Echo‘ trat mir an der Weſtküſte des Athos das großartige Bild entgegen, das Goethe geſchaut hat wie nur ein Seher: ‚Waldung, ſie ſchwankt heran, / Felſen, ſie laſten dran, / Wurzeln, ſie klammern an, / Stamm dicht am Stamm hinan, / Woge nach Woge ſpritzt, / Höhle, die tiefſte, ſchützt.‘ Beſonders beeindruckten mich die ſteilen Klüfte und Waſſerfälle, die Fülle ernſter Tannen und die Brandung des Meeres (man vergleiche ſowohl die Worte des Pater profundus wie die des Pater Seraphicus!). Weißes Gewölk im Morgenſonnenglanze verdeckte uns leider den Gipfel des Athos, den ich bei Sonnenaufgang kurze Minuten geſchaut hatte; um ſo beredter wurden die in den Athoswaldungen verſtreuten weißen Wolken, die Goethes Erleben ‚bewieſen‘: ‚Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet / Durch der Tannen ſchwankend Haar? / Ahn ich, was im Innern lebet? / Es iſt junge Geiſterſchar.‘ Den Doctor Marianus vollends ‚in der höchſten, reinlichſten Zelle‘ hoch oben am Rande der letzten Felſen ‚wirklich‘ zu ſehen, erleichterten die vielen kleinen, weitverſtreuten Sketen! Hier iſt die Ausſicht frei, der Geiſt erhoben…‘

geſtalten und auf einer Burg am deutſchen Rhein Fauſt mit Helena zuſammenführen. Den Anlaß, die Handlung nach Hellas zu verlegen, das heißt, den Fauſt eine Hellasfahrt unternehmen zu laſſen, ſcheinen drei Faktoren gegeben zu haben:

1. Schon im Fauſtbuch und im Puppenſpiel fliegt Fauſt, in dem einen von Wittenberg zur Hochzeit des Sohnes des Bayernfürſten nach München, in dem andern ſogar von Mainz zur Hochzeit des Herzogs über die Alpen nach Parma. Goethe läßt ſeinen Fauſt, dem Zuge der dinariſchen Alpenkette folgend, bis nach Theſſalien fliegen! Homunculus, das künſtlich erzeugte Retortenmännlein, deſſen Lichtſchimmer zur Fahrt offenbar ausreichend iſt, gibt gleichſam die allgemeine Flugrichtung an:

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich diesmal aber ſegeln wir.

Als Endziel des Fluges, den Mephiſtos Zaubermantel ermöglicht, nennt er den Peneios in Theſſalien, deſſen Ebene die beſte Landungsmöglichkeit bietet, ‚und oben liegt Pharſalos alt und neu‘.

2. Entſcheidend wurde für die Geſtaltung des Helenaaktes der Tod Lord Byrons vor Miſſolunghi (19. April 1824). ‚Ich hatte den Schluß früher ganz anders im Sinne,‘ ſagte Goethe zu Eckermann am 5. Juli 1827, ‚ich hatte ihn mir auf verſchiedene Weiſe ausgebildet und einmal recht gut; aber ich will es euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dies mit Lord Byron und Miſſolunghi.‘

3. Förderlich erwies ſich das Jahre hindurch betriebene Studium engliſcher und franzöſiſcher Reiſeſchriftſteller, die alle in dem Zeitraum von 1820 bis 1825 erſchienen ſind und griechiſche Landſchaft und Geſchichte ausführlich ſchildern. 1825 iſt das Hauptarbeitsjahr an der Helena, alſo am dritten Akt; 1827 zu Oſtern erſchien dieſer Teil als Sonderdruck. Die klaſſiſche Walpurgisnacht, der zweite Akt alſo, wurde erſt von dem einundachtzigjährigen Goethe vollendet. Ihr ſind insbeſondere Studien zur griechiſchen Mythologie vorangegangen: Hederichs gründliches Lexikon Mythologicum gehörte zu Goethes meiſtbenützten Büchern, das auf ſeinem Schreibtiſch griffbereit ſtand.

Vorbereitung zur Hellasfahrt

Im Laboratorium, das Goethe ‚im Sinne des Mittelalters‘ mit ‚weitläufigen, unbehilflichen Apparaten zu phantaſtiſchen Zwecken‘ anfüllt, wird in Mephiſtos

Gegenwart von Wagner ‚ein Menſch gemacht'. In einer gläſernen Phiole eingeſchloſſen – ‚was künſtlich iſt, verlangt geſchloßnen Raum' – erſcheint Homunculus, Wagners Händen entſchlüpfend, und beleuchtet ſchwebend den von der Helenaerſcheinung paralyſierten, das heißt auf einem altväteriſchen Bette in Tiefſchlaf liegenden Fauſt. Fauſt träumt – er ſieht im Traume (Homunculus verkündet es mit voller Gewißheit) das phantaſtiſchſte aller Bilder: Leda mit dem Schwan, ein Bild, das unerträgliche Sehnſucht nach Hellas weckt. Wie der Krieger ſeinen Platz in der Schlacht habe, das Mädchen auf den Tanzplatz gehöre, ſo gehöre dieſer Fauſt nach Hellas: ‚Nur fort mit ihm.' ‚Bringt ihn zu ſeinem Elemente.' Dieſe Befehle des Homunculus gehen in ihrer Kürze und Dringlichkeit dem Mephiſto nur ſchwer ein. Die klaſſiſche Walpurgisnacht wird – mit neun Worten! – angeſagt. ‚Mich widern ſchon antikiſche Kollegen', meint Mephiſto mit einem Zynismus, der alle Feinde der Antike entzücken müßte! Nur die Ausſicht, theſſaliſche Hexen ſeinen Lüſten dienſtbar zu finden, bewegt den Mephiſto, die Hellasfahrt mitzumachen. Wie im Fauſtbuch oder im Puppenſpiel wird, kurz und bündig, der Flugmantel um Fauſt und Mephiſto gebreitet, Homunculus leuchtet voran. Wagner wird zurückgelaſſen, weil er in Hellas nur ſtören würde.

Landung in Hellas

Auf den Pharſaliſchen Feldern in Theſſalien geht die Landung vor ſich. Blutgetränkt iſt der Boden, auf dem einſtens der Kampf zwiſchen Pompejus und Cäſar ausgetragen wurde. Als ‚Meteor' (genau wie im Puppenſpiel) erſcheint der Zauberin Erichtho[1] das Lämpchen des Homunculus, das ſich geſpenſtig über der Ebene erhebt. Die Geſpenſter des klaſſiſchen Altertums geiſtern über dem unheimlichen Schlachtfeld, kein Wunder, daß Homunculus und Mephiſto den Fauſt hier abſetzen. Mit einer Kühnheit, die wieder an das Puppenſpiel erinnert, wird Fauſt auf den Boden von Hellas niedergelaſſen. ‚Pardauz. Richtig, da lieg ich.' Das iſt die Sprache der Burleske. ‚Wo iſt ſie?' heißt es feierlich bei Goethe. Wir kennen keine Stelle im Fauſt, die den Abſtand der Zeiten und der Dichter treffender kennzeichnete. Kaum hat Fauſt den Boden berührt – Homunculus verſchwindet unter gewaltigem Leuchten und Dröhnen –, da vollzieht ſich an ihm,

[1] Goethe im Schema (1826) ſagt von ihr, daß ſie den ‚untilgbaren Modergeruch dieſer Felder begierig einziehr'.

der ſich ſelber zum Antäus wird, das Wunder der Berührung mit den Kräften, die jenem Boden entſtrömen:

Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden, wo ich ſtand.[1]

Theſſaliſcher Schauplatz

Als ein Suchender iſt Fauſt nach Hellas gekommen, als ein Sehnſüchtiger, der nur eine Leidenſchaft kennt: ſie, die Helena, zu finden. Dieſe Scholle hat die Helena getragen, dieſe Welle ihr entgegengeſchlagen. Dieſe Luft iſt es, ‚die ihre Sprache ſprach'. Es iſt jene feinſte Ahnung von dem beſonderen Klang der einzigartigen Sprache, den auch der Hellasfahrer unſerer Zeit als erſtes Erlebnis in Griechenland ſucht. Eine akuſtiſche Witterung, möchte man ſagen. In der Luft dieſer Peneioslandſchaft ſchwingt etwas von dem Wohllaut – ihrer Stimme: die Laute dieſer Sprache ſind noch dieſelben, die auch Helena geſprochen hat! Wo iſt ſie? Während Mephiſto auf dieſem Boden fremd iſt, fühlt ſich Fauſt gleich heimiſch in Hellas. Die Sphinxe und Sirenen, für Mephiſto nur Objekte halbverhaltener Lüſternheit oder zyniſcher Frechheit, künden Fauſt die helleniſche Hoheit: bei den Sphinxen denkt er an die Tragödie (König Ödipus), bei den Sirenen an die Odyſſee. Der Germane Fauſt erſtarkt auf dem Boden von Hellas:

Vom friſchen Geiſte fühl ich mich durchdrungen:
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Beglückt hört er die Auskunft der Sphinx, daß Chiron ihm vielleicht verraten könne, wo Helena zu finden ſei. Wunderbar, wie Goethe nunmehr den Mephiſto verſchwinden läßt, deſſen Wege andere ſind als die des Fauſt.

Schon ſind wir oſtwärts an den unteren Peneios verſetzt, deſſen Landſchaft der Dichter ebenſo naturgetreu wie poetiſch ſchildert. Jetzt iſts kein Traum mehr. Jetzt iſt echte Wirklichkeit vorhanden, aber eine Wirklichkeit im platoniſchen Sinne der ἀνάμνησις. ‚Sinds Träume? ſinds Erinnerungen? / Schon einmal warſt du ſo beglückt.' Entzückend hat Goethe die in dem klaren, ruhigen Waſſer des Peneios ſich badenden Frauengeſtalten geſchildert. Schwäne beleben das an-

[1] Schon am 13. Dezember 1786 ſprach Goethe (Italieniſche Reiſe) von dem ‚salto mortale', als den er den Sprung über die Alpen in Rom anſah. Man vergleiche damit, was er am 1. November 1786 ebenda ſchreibt: ‚Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichſam weggeflogen... Die Begierde, nach Rom zu kommen, war ſo groß, wuchs ſo ſehr mit dem Augenblicke, daß keines Bleibens mehr war.'

mutige Bild, jetzt ſieht er wirklich den Schwan, der ſich der Leda nähert, jetzt wird klar, daß Helena, die Erſehnte, göttlicher Abſtammung iſt. Von den Nymphen ſchon von ferne erlauſcht, von Fauſt deutlich vernommen, naht ſich der lieblichen Szene der wunderſame Reiter, halb Pferd, halb Menſch, der edle Kentaur Chiron, bereit, die Bitte des Unbekannten zu erfüllen, ihn auf ſeinem Rücken durch den Fluß zu tragen. Alle Schönheit Griechenlands, die Mythos und Landſchaft ausſtrahlen, hat Goethe in die Worte des beglückten Fauſt gefaßt, der in wenigen Sekunden begreift, mit wem er es zu tun hat. Noch eben ſtanden wir dem mythologiſch Fabelhaften der Sage gegenüber, jetzt hebt uns der Dichter zu jener Sittlichkeit und Weisheit, die dieſer große Mann, ‚der edle Pädagog‘, der Lehrer ſeines Heldenzöglings Achilleus, verkörpert, der Wundermann, der zugleich Arzt und Helfer im griechiſchen Sinne des Wortes war:

Den Arzt, der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis ins Tiefſte kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung ſchafft,
Umarm ich hier in Geiſt und Körperkraft!

Mit welcher edlen, faſt rührenden Beſcheidenheit ſteht Chiron dem begeiſterten Lobredner gegenüber! Auf Fauſts Frage, wen er unter den heroiſchen Geſtalten der griechiſchen Vorwelt für den Tüchtigſten gehalten habe, nennt Chiron den größten Tatmenſchen, den Herakles. Da wagt ſich Fauſt vor mit der Frage nach der ſchönſten griechiſchen Frau. Nun antwortet Chiron, weiſe und überlegen, aber doch zur vollſten Befriedigung des Fragenden:

Was! Frauenſchönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen,
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmut macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Das Geſpräch, das ſich nun zwiſchen dem von höchſter Erregung und ſeligſter Wonne durchſchauerten Fauſt und dem Kentauren entſpinnt, gehört zu dem Anmutigſten, was Goethe geſchaffen hat. Das gilt ſowohl von dem Bericht Chirons, wie er die jugendliche Helena einſt durch die Sümpfe von Eleuſis getragen und wie ſchmeichelnd, ‚lieblich-klug und ſelbſtbewußt‘ das ſchöne Kind dem Alten gedankt habe… ‚Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt.‘ Es gilt aber ebenſo von

der hinreißenden Sehnſucht, die in Fauſt wächſt und ſeine Sinne völlig gefangennimmt, was in den herrlichen Worten noch heute lebt und zittert:

Und ſollt *ich* nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigſte Geſtalt?
Das ewige Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig?
Du ſahſt ſie einſt, *heut* hab ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, wie erſehnt ſo ſchön!
Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen:
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen!

Das iſt einem Chiron zuviel des Guten. Für ſolche Krankheit – Fauſt ſcheint ihm verrückt zu ſein – wiſſe nur *eine* Hilfe und Rat: Manto, die Tochter des Asklepios. Ihr ſtolzer Tempel liegt noch weiter abwärts – da, wo der Peneios zwiſchen Olymp und Oſſa hindurch das ſchönſte aller griechiſchen Täler, das Tempetal, bildet. Dort liefert der unermüdete Kentaur den Fauſt ab, ‚Asklepſcher Kur vor andern wert'. Das iſt die Anſicht des Arztes Chiron. Die göttliche Manto dagegen erblickt in einem, der ſich die Helena gewinnen will, keinen Verrückten, der der Quellen und Wurzelkräfte bedürfe. ‚*Den lieb ich, der Unmögliches begehrt*', lautet ihre wahrhaft heroiſche Antwort. Wir ſind am Ziel. Tief im Fuß des Olymps, des griechiſchen Götterbergs, iſt die Unterwelt gelegen. Ein dunkler Gang führt zur Perſephoneia. Von der mag Fauſt, ein zweiter Orpheus, die Erfüllung ſeines größten Herzenswunſches erflehen...

‚Sie ſteigen hinab.' Mit dieſer techniſchen Bemerkung beendet der Dichter Fauſts theſſaliſche Wanderung.

Es kann hier nicht von Goethes urſprünglichen Abſichten über die Vereinigung von Fauſt und Helena geſprochen werden. Großartige Pläne ſind uns bekannt. Danach hatte Goethe vor, ſeinen Fauſt eine Rede an die Perſephoneia in der Unterwelt halten zu laſſen, die ſo innig und dringlich ſein ſollte, daß jene die Helena freigab. Aber er hat die Abſicht aufgegeben. Damit müſſen wir uns hier begnügen. Das geheimnisvolle Verſchwinden Fauſts im hohlen Fuße des Olymps hat Größe und Format. Wir verlaſſen Fauſt und ſind gewiß, daß Helena auf die Erde zurückkehren wird, wenn auch nur zu kurzem Urlaub...

Nur ganz wenige Lichter auf die Szenen, die zwiſchen Fauſts Hadesgang und dem Auftreten der Helena im dritten Akte liegen.

Hohn und Spott auf die Theorie des Vulkanismus hat Goethe reichlich in seine am oberen Peneios spielenden Szenen eingestreut. Auch wenn das Geologische heute nur noch die Fachleute beeindruckt, die Parteinahme Goethes für Thales

Im Feuchten ist Lebendiges entstanden

ist nicht nur wichtig für die Beurteilung des Naturwissenschaftlers Goethe, sondern auch für den Fortgang der Handlung. Homunculus nämlich, den wir auf dem Schlachtfelde von Pharsalos verlassen haben, wird jetzt mitten in den Streit zwischen Anaxagoras und Thales hineingestellt. Wenn irgend jemand, so kann ihm einer von diesen beiden griechischen Naturphilosophen zum Leben verhelfen: ‚Laßt mich an eurer Seite gehn, / mich selbst gelüstets, zu entstehn!' Es ist kein bloßer Gelehrtenstreit, den Goethe hier in Hellas zwischen Vulkanisten (Anaxagoras = A. v. Humboldt und Voigt) und Neptunisten (Thales = Werner) ausfechten läßt. Homunculus, der sich nach dem eigenen Entstehen sehnt, strebt zum Meere und neigt zu Thales, wie Goethe, der zeitlebens dem Neptunismus ergeben war. So hilft die geologische Theorie die große Meeresszene vorbereiten, die das phantastische Finale der klassischen Walpurgisnacht bildet und uns immer weiter nach Osten, an die Felsbuchten des Ägäischen Meeres, führt, also in jene Gegenden südlich des Tempetals an der Küste der Halbinsel Magnesia.

Zum andern ist es Mephistopheles, dem Goethe noch eine Szene widmet. Auch er muß – ebenfalls zur Vorbereitung späterer Wirksamkeit – eine Wandlung durchmachen. Ganz und gar fremd auf hellenischem Boden, daher auch gern zu Vergleichen zwischen Hellas und dem Norden bereit (für den Harz hat er nun einmal seine Vorliebe!), verärgert über die klassische Nacktheit und seine Mißerfolge bei den griechischen Lustdirnen, den Lamien, borgt er sich endlich (um einen ausgezeichneten Ausdruck Erich Schmidts zu wiederholen) von dem Dreigetüm der Phorkyaden, den Ausgeburten der Häßlichkeit, ein griechisches Kostüm, eine fremde Ausstattung also, weil er in Hellas – im Gegensatz zu Faust, der immer der Germane, der er ist, auch auf griechischem Boden bleibt – eine gar zu klägliche und lächerliche Figur spielen würde. So steht Mephisto am Ende der Szene da als die Verkörperung des Häßlichen, als das Urbild der Scheußlichkeit, noch dazu in weiblicher Gestalt (er verliert also nicht nur seine Nationalität, sondern auch seine Männlichkeit), und bildet somit das Gegenstück zu der noch immer nicht in Erscheinung tretenden Helena, dem Urbild der Schönheit und Anmut. Das ist wieder von Goethe echt griechisch gestaltet und ganz im Sinne Platons gefaßt, der für Helena das Prädikat αὐτό τὸ καλὸν wählen würde

und für Mephiſto-Phorkyas keine treffendere Bezeichnung finden könnte als: αὐτό τὸ αἰσχρόν.

Goethe beſchließt den zweiten Akt mit einer Kompoſition, die bühnenſcheu zu nennen iſt und denen ein verſchloſſenes Buch bleibt, die die Antike nicht kennen. Fauſt iſt bei dem Triumphzug der Galatea nicht zugegen. Wir dürfen ſchon deshalb nicht lange verweilen. Von den Erklärern haben Kuno Fiſcher und A. Trendelenburg das Beſte zuſammengetragen, Buſch-Zantner hat, wie überall, auf Goethes vorangegangene Studien zur Geographie und Mythologie und die überraſchend genaue Topographie der Szene hingewieſen. Mir ſcheint das Ganze aufs ſtärkſte angeregt worden zu ſein durch Raffaels Freskogemälde im Erdgeſchoßſaal der Villa Farneſina zu Rom. Ein Bild antiker Schönheit und klaſſiſchen Lebens hier wie bei Goethe: Auf ihrem von Delphinen gezogenen Muſchelwagen, von Tritonen, Nereiden und Seekentauren begleitet, fährt die Tochter des Nereus von Kypern übers Ägäiſche Meer und erſcheint an den Felsbuchten ſüdlich der Peneiosmündung in ‚mondbeglänzter Zaubernacht' (Kuno Fiſcher). Schließlich geht es bei dieſem feſtlich-großartigen Zug der Liebesgöttin nicht ſo ſehr um das Schickſal des Homunculus, der zunächſt anmutig-ſchön die Szene beleuchtet, und bald darauf, am Wagen der Galatea zerſchellend, ins weite Meer ſich ergießt und – als Protozoon – erſteht, das heißt, er muß, wie alles Leben, im Meere ‚anbeginnen'. Es geht vielmehr um den Sieg des Thales und um die Verherrlichung des Elementes, das dem Boden von Hellas Geſtalt und Form gab, das in zahlloſen Buchten in ſeinen Körper eindringt und ſeiner Geſchichte entſcheidende Richtung wies: Es geht um das Meer, ohne deſſen Glanz, Farbe und Heiterkeit Hellas nicht das tiefe Bild in der Seele des Nordländers laſſen würde.[1] Es ſind, auch ſprachlich gewertet, Bilder von reinſter Schönheit (wir erinnern nur an das, was zum Preiſe von Kypros und Rhodos geſagt wird). Aber durch alle Schönheit des Koloſſalgemäldes klingt, mag Sirenengeſang das Meeresfeſt eröffnen und beenden, triumphierend der Hymnus, den Thales auf das Meer anſtimmt:

Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ozean, gönn uns dein ewiges Walten!
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,

[1] B. v. Hagen, Griechiſche Küſtenfahrt. In: Feſtſchrift für G. W. v. Zahn (1931).

Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt!
Du biſts, der das friſcheſte Leben erhält!

Peloponneſiſcher Schauplatz

Daß Goethe viele engliſche und franzöſiſche Reiſeſchriftſteller geleſen und gründlich ſtudiert hat, alſo im Beſitz der genaueſten Vorſtellungen vom griechiſchen Boden war, hat ſchon Erich Schmidt in vorbildlichen Unterſuchungen gezeigt. Buſch-Zantner hat das Weſentliche zuſammengeſtellt und auf Grund eigener Hellaserlebniſſe nachgewieſen, daß der Anſchluß Goethes an den Text jener Reiſewerke ‚über alle Maßen erſtaunlich' ſei und ‚bis ins kleinſte Detail' gehe, ſo daß ſich eine unbedingte Treue der topographiſchen Wirklichkeit ergebe. Das gilt wie für den theſſaliſchen Schauplatz ſo beſonders für den peloponneſiſchen. Ich kann dieſe Werke hier nicht aufzählen, möchte vielmehr auf zwei andere für jene Zuſammenhänge überaus wichtige Fragen wenigſtens hinweiſen. Das iſt einmal die Möglichkeit der Nachprüfung, die die Tagebücher bieten. Man kann danach geradezu ein Kalendarium von Goethes Hellasſtudien anfertigen und ſich leicht davon überzeugen, wieviel Raum zum Beiſpiel im Jahre 1825 die engliſchen und franzöſiſchen Reiſeſchriften in ſeiner Lektüre einnehmen, wie oft der Name Morea (für Peloponnes!) in dem Zeitraum von 1821 bis 1826 begegnet und ſo fort. Ich erinnere nur an eine vielſagende Bemerkung vom 9. Juni 1825: ‚Die Topographie von Morea ſorgfältig weiter.' Ferner aber haben wir heute die Möglichkeit, mit Hilfe der wertvollen Forſchungen zu Goethe als Benutzer der Weimariſchen und der Jenaiſchen Bibliotheken (v. Keudell, Bulling) auf den Tag genau feſtzuſtellen, wann Goethe dieſes oder jenes Werk geleſen hat. Ich erwähne dabei nur als Beiſpiel die Tatſache, daß Goethe 1824 bis 1825, genau genommen etwas über ein Jahr lang, das Buch von Depping, La Grèce (vier Bände), entliehen hat, daß er das Buch von Caſtellan, Briefe über Morea uſw., vom 12. Juli bis 15. Oktober 1825 durchſtudierte. Schon kaum zu überſehen iſt die Literatur zur Fauſtburg Miſtra. Ganz weſentlich für Goethes mittelalterliche Studien zum vierten Kreuzzug und zu Fauſts Vorbild Guillaume II Villharduin ſcheint mir die Frage, ob Goethe die Chronik des Dorotheos von Malvaſia (Monemvaſia), 1631 in Venedig erſchienen, neue Auflage 1818, geleſen

hat. In dieſer Chronik – wertvolle Anregungen verdanke ich einem Aufſatz des Ungarn J. Moravcſik in den Byzantiniſch-Neugriechiſchen Jahrbüchern 1931 – heiratet Guillaume II eine überaus ſchöne Griechin ὡς δευτέραν Ἑλένην τοῦ Μενελαοῦ! Nur allzu gern würde ich behaupten, den Schlüſſel zum Verſtändnis der Kompoſition des Helenaaktes in dieſem griechiſchen Satze zu beſitzen: Goethe war unzufrieden mit der urſprünglichen Faſſung, wonach Fauſt mit Helena auf einer rheiniſchen Burg zuſammentraf (Brief an Schiller aus Jena vom 12. September 1800), 1816 griff er die Sache erneut an, beſeitigte das ſtörende Poſſenhafte; behielt die rheiniſche Burg bei, ließ aber den Burgherrn auf einem Kreuzzug abweſend ſein. Wir möchten glauben, daß die eine Bemerkung jener Chronik, Guillaume II, der Burgherr von Miſtra (von ihm 1240 erbaut), habe eine ſchöne Frau geheiratet, gleichſam ‚eine zweite Helena‘, Goethe blitzartig zu der Verlegung der Szene von Sparta nach der mittelalterlichen Burg – die meines Erachtens nur das hochgelegene Miſtra ſein kann – veranlaßt hat. In ſpäteren Jahren hat er ſich geheimnisvoll genug über jene letzte Wendung in der Kompoſition des Helenaaktes geäußert: ‚Endlich fiel mirs wie Schuppen von den Augen; ich wußte, nur ſo kann es ſein und nicht anders.‘ Indeſſen, die Wiſſenſchaft verlangt Wahrhaftigkeit. Bis heute iſt niemandem, auch mir nicht – trotz vieler Bemühungen – der Nachweis gelungen, daß Goethe die Chronik des Dorotheos von Malvaſia geleſen hat. Beſeſſen hat er ſie nicht; ſie ſteht weder in ſeiner eigenen Bibliothek noch in der ſeines Vaters. Auch die Bibliotheken zu Weimar und Jena beſitzen ſie nicht. Vielleicht hat ſie ihm ein Freund geliehen und vielleicht klärt ſich eines Tages die Ungewißheit, die heute auf dieſer Frage laſtet. Wenn wir etwas länger bei dieſen Dingen verweilten, ſo deshalb, weil erſt die Studien engliſcher und franzöſiſcher Reiſewerke über Griechenland, insbeſondere über das byzantiniſche Hellas des dreizehnten Jahrhunderts, Goethe die topographiſche Berechtigung gegeben haben, eine mittelalterliche Burg in Hellas vor dem Leſer oder dem Theaterpublikum plötzlich entſtehen zu laſſen. (A. Baumeiſter, Goethe-Jahrbuch 1896, hat mich von der Identität der Fauſtburg mit der Burg Miſtra überzeugt, auch in den Einzelheiten. Man darf nur nicht, wie Baumeiſters Gegner, unter ihnen A. Trendelenburg, Baedekertreue verlangen. Goethe hatte gute Gründe, die Burg, die weſtlich von Sparta liegt, genau weſtnordweſtlich, nach Norden zu verſchieben, um den Übergang nach Arkadien zu ermöglichen, das heißt wahrſcheinlicher zu machen. Die Behauptung der Gegner Baumeiſters, Goethe habe Miſtra nicht kennen können, da es in den von ihm geleſenen Reiſewerken

nicht vorkomme, trifft, ſoviel ich ſehe, nur bei Dodwell, Gell, Stanhope und Caſtellan zu, nicht jedoch bei dem Engländer Williams, in deſſen Buche select views in Greece, das Goethe nachweislich geleſen hat, die Burg Miſtra vorkommt. Leider kenne ich Miſtra nicht aus dem Augenerleben, ſondern nur die Weſtſeite des Taygetos, der zweitauſend Meter hoch über Miſtra emporſteigt und die wahrhaft majeſtätiſche Scheidewand zwiſchen Sparta und Meſſenien bildet. Aus Freundeshänden habe ich zudem ſo vorzügliche Bilder von Miſtra geſchenkt erhalten, daß ich mir ein Urteil erlauben darf.) Nach dieſen Vorbemerkungen folgen wir wieder dem Dichter! Sparta, Miſtra, Arkadien – ſind die Etappen des peloponneſiſchen Schauplatzes. Fauſt, um deſſen Hellasfahrt es geht, erſcheint erſt in Miſtra. Wir dürfen deshalb die Szene in Sparta nur kurz behandeln.

Sparta

Hier in Sparta taucht Helena nun wirklich auf als hiſtoriſche Geſtalt, ‚bewundert viel und viel geſcholten' – ſteht ſie vor uns, vor dem Palaſte des Menelaos. Ihr hoher Gemahl weilt noch im Süden an der Mündung des Eurotas mitſamt ſeinen aus Troja heimgekehrten Kriegern (wir befinden uns jetzt im Altertum, eintauſendundzweihundert Jahre vor Chriſtus). Helena iſt vorausgeſandt worden. Eine unerklärliche Angſt, warum ſie der König nach Sparta vorausgeſchickt hat, befällt ſie. Die Füße tragen ſie ‚ſo mutig nicht empor' die Stufen, die ſie einſt als Kind mutwillig ‚überſprang'. Im Heiligtum des Hauſes, am heimiſchen Herde, wo ſie Frieden und Ruhe erhoffte, findet ſie ein Scheuſal am Boden ſitzen, ein verhülltes, großes Weib, häßlich und Grauen erweckend:

Wageſt du Scheuſal,
Neben der Schönheit
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus' zu zeigen?

Mit dieſen Verſen ſucht der Chor gefangener Trojanerinnen ſowohl der Herrin wie ſich ſelbſt Mut zu machen, iſt doch der tiefſte Sinn jenes Chorliedes: Phöbus Apollon iſt ein Gott des Lichts und der Schönheit, ſein Auge erblickt nie den Schatten. Neben der Schönheit, der vollkommenen, hat das Häßliche keine Berechtigung! Bald wiſſen wir, daß es Mephiſto iſt, der in der grauenhaften Maske der Phorkyas hier im Palaſte zu Sparta eine unheimliche, Angſt und Sorge weckende Rolle übernommen hat. Er verteidigt dem Fluch des Chores gegenüber

ſein Recht als Schaffnerin des Hauſes, wird von Helena, als der Herrin, in Schranken gewieſen und bittet um Schutz gegen die Kritik der Trojanerinnen. Ja, die Phorkyas, hinter der ſich Mephiſto verbirgt, weiß ſich gar bald bei Helena einzuſchmeicheln und aus deren reichem Liebesleben allerhand Tatſachen, unter ihnen die Entführung durch Paris, vorzubringen. Helena freilich verbittet ſich ſolche Taktloſigkeiten und will auch nicht an die Sage erinnert ſein, nach der ſie ein Doppelleben, ‚in Ilios geſehen und in Ägypten auch', geführt habe. Noch weniger will ſie daran erinnert ſein, daß Achill ſie aus hohlem Schattenreich heraufgeholt habe, in Liebe entbrannt: ſie wird ſich ſelbſt zum ‚Idol'. Raſch faßt ſie ſich, rafft ſich zuſammen und beſtellt ein Opfer. Phorkyas iſt jetzt in ihrem Elemente. Schale, Dreifuß und Beil ſeien bereit, ob ſie wiſſe, daß ſie ſelbſt mit ihren Dienerinnen nach dem Willen des Königs das Opfer ſei? Jetzt finden Angſt und Ahnung furchtbare Beſtätigung. Zyniſch, wie nur Mephiſto reden kann, verkündet die Phorkyas der Herrin und den Dienerinnen baldigen Tod. An der Angſt der Helena und der Trojanerinnen weidet ſie ſich in teufliſchem Behagen. Gibts eine Rettung? klingt es kläglich genug und doch lebenbejahend der Phorkyas aus dem Munde der Chorführerin entgegen. Phorkyas weiß den einzig möglichen Ausweg. Eine Burg kennt ſie, ‚die ſolltet ihr mit Augen ſehn!' Eine Burg, von einem Deſpoten erbaut, der mit ſeinen Leuten aus dem Norden kam. Eine Burg, deren Mauerwerk wie für die Ewigkeit errichtet ſcheine, himmelhoch, unangreifbar, herrlich geſchmückt. Eine Burg, die unbedingten Schutz gewähre. Der immer noch ſchwankenden Helena zeigt Phorkyas mit diaboliſcher Plumpheit, daß Menelaos aus Eiferſucht an ihr grauſam handeln werde. Trompeten aus der Ferne künden den Anmarſch des Königs an und erzeugen bei den Frauen den höchſten Grad der Erregung. Wohl ahnt Helena, daß Phorkyas ein ‚Widerdämon' iſt. Was hilfts? In ſolcher Not heißt es willig folgen. Nur die Burg, die geheimnisvolle Burg, kann Rettung bringen. Der eben noch heitere Tag ſchwindet, Nebel verbreitet ſich: ‚Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke, freiem Blicke ſtarr entgegen.' Ein Burghof, ‚umgeben von reichen, phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters', umgibt die Frauen, wir ſind im Mittelalter (1250 nach Chriſtus). Fauſt, der Burgherr und in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters, erſcheint nunmehr oben auf der Treppe des inneren Burghofes und ſteigt ‚langſam-würdig' herunter. Am Peneios, im Tale Tempe, hatten wir ihn verlaſſen. Im Eurotastale, einige hundert Meter über dem Fluß, auf einem hochragenden Hügel, hinter dem, mehr als zweitauſend Meter hoch, der Taygetos aufſteigt, treffen wir ihn wieder.

Faust ist im Gegensatz zu Mephisto, der sich, wie wir sahen, ein griechisches Kostüm zugelegt hat, nordischer Mensch geblieben. Gewiß, er hat sich auch verwandelt, aber er ist Germane geblieben. Als fränkischer Ritter des dreizehnten Jahrhunderts ist er genau wie Helena eine historische Person geworden. Historisch stimmt alles. Im Peloponnes sind während der Kreuzzüge fränkische Ritter hängen geblieben und haben hier mächtige Despotieen gegründet. Mistra ist die gewaltigste Erinnerung an jene kurze Blüte während des byzantinischen Zeitalters der griechischen Geschichte. Gewagt ist dabei gar nichts. Goethe wußte aus seinen Quellenstudien, daß fränkische Ritter dort eine mächtige, das Eurotastal beherrschende Burg größten Ausmaßes gebaut hatten. Wenn er jetzt Faust als Herrn dieser Helena beschirmenden Burg einführt, so verwandelt er ihn höchstens in Guillaume II Villharduin, der ein nordischer Fürst war und mit seinen Leuten ‚aus cimmerischer Nacht' eingedrungen ist in das sonnige Hellas. Nur die Chronologie ist gewagt: In Sparta befanden wir uns im zwölften Jahrhundert vor Christus, jetzt sind wir im dreizehnten nachchristlichen. Der arkadische Schauplatz bringt uns noch fünf Jahrhunderte weiter in Goethes Zeitalter mitten hinein.

Jetzt verstehen wir, weshalb Goethe an Wilhelm von Humboldt schrieb (1826), daß der ‚Faust' dreitausend Jahre umfasse und von Troja bis Missolunghi reiche! Der Szene in Burg Mistra hat Goethe besondere Liebe zugewandt: sie strahlt noch heute reinste Schönheit aus. Wie ein Gewaltherr tritt Faust in Erscheinung. Den Turmwächter Lynkeus hat er fesseln lassen, weil er verabsäumte, die Helena würdig anzumelden. Wundervoll ist die Rechtfertigung des Lynkeus, für den Helena warm eingetreten ist. Die Schönheit der Helena habe ihn geblendet, seine Wächterpflichten versäumen lassen:

Diese Schönheit, wie sie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Helena weiß, daß sie überall die Männer betört, und bittet für Lynkeus um Gnade. Faust gibt sich und alles, was er ‚im Wahn' bisher das Seine nannte, in die Hand der Helena – Helena hat sich damit Wohnrecht, Thron und Macht erworben. Sie ist die Herrin von Mistra. Nicht Faust wirbt um ihre Hand. Sie bittet jetzt Faust, neben ihr Platz zu nehmen. ‚Der leere Platz / beruft den Herrn / und sichert mir den meinen.' Faust küßt ihre Hand und fühlt sich als Helenas Mitregent. Wie die beiden in Liebe entflammen, das hat Goethe voll-

endet gemeistert. Faust verdient die Gunst der schönsten Frau, weil er ‚kräftigst sie zu schützen weiß'. Helena, die vielerfahrene, ist völlig gebannt. ‚Vielfache Wunder seh ich, hör ich an. / Erstaunen trifft mich, fragen möcht ich viel.' Fausts Rede hat es ihr angetan, seine Stimme hat sich ihr tief ins Herz geschmeichelt. Der deutsche Reim ist ihr neu und wohlig:

So sage denn: wie sprech ich auch so schön?

Faust antwortet kurz, aber vielsagend:

Das ist gar leicht: es muß von Herzen gehn.

Die Gegenwart ist Glück, Schatz, Hochgewinn und Pfand. Helena findet den schönsten Reim auf Pfand und die beglückendste Antwort auf Fausts Frage:

Bestätigung, wer gibt sie?

Meine Hand!

Jetzt gilt es, das unerhörte Glück ohne Grübeln zu genießen. Jubelnde Worte voll beglückender Versicherungen der Zuneigung und inneren Wandlung fliegen von Faust zur Geliebten, von Helena zu dem Mann ihres glutvollen Verlangens. Da krächzt der Phorkyas drohende Mahnung hinein: Menelaos rückt heran. Rüstet zum Streite! Faust, noch eben im Banne der herrlichsten Frau, ist sofort wieder Befehlshaber und Burgherr. Seine Nordmänner sollen ihm in germanischer Vasallentreue – unverzüglich – die ganze Peloponnes schützen, die Peloponnes, deren Preis Faust in gehaltreichen und hoheitsvollen Versen kündet. Die Lage, in die Menelaos mit seinem Heer die Feste bringen kann, eignet sich nicht für die Liebe, in der Faust und Helena entbrannt sind. ‚Vom höchsten Gott entsprungen' (immer wieder eine Anspielung auf das Bild Leda mit dem Schwan!), bedarf Helena einer neuen Umwelt, muß sie so rasch wie möglich nach dem nachbarlichen Arkadien gebracht werden. Die feste Burg wandelt sich, Lauben gestalten sich statt Säle, das Glück Arkadiens scheint der einzig mögliche Platz ‚zu wonnevollem Bleiben'. Wir sind in

Arkadien

Gewiß, auch Goethe steht unter dem Einfluß der sogenannten arkadischen Hirten- und Schäferpoesie. Aber er hat doch auch hier die geschichtlich-geographischen Gegebenheiten gekannt und Arkadien nicht zu einem Land üppiger Vegetation und heitersten Lebensgenusses gemacht. Das ist es ganz und gar nicht. Der im Norden das zentrale Hochland beherrschende Berg Kyllene macht selbst im

Sommer den Eindruck echten Hochgebirges, im April habe ich ihn tief verſchneit geſehen. Gewiß, die heroiſche Landſchaft mildert der Dichter ins Idylliſche: zum Liebesbunde Fauſts mit Helena gehören Stille und Verſchwiegenheit genau ſo wie die Felſenhöhlen, in denen ſie, allein von der Phorkyas betreut, eine ungeſtörte Zweiſamkeit verleben. Dem Bunde entſpringt Euphorion. Ich ſehe davon ab, von dem Euphorion der Sage, dem Sohne des Achilleus und der Helena, zu reden oder die ſattſam bekannte Gleichung zu wiederholen: Euphorion = Lord Byron. Viel wichtiger ſcheint mir, den Zuſammenhang mit dem Homeriſchen Hymnus auf Hermes zu unterſtreichen, der durch das Chorlied ‚Nennſt du ein Wunder dies?‘ genügend bezeugt iſt und durch die in unſerem Jahrhundert erfolgte Auffindung des Sophokleiſchen Fragments ‚Ichneutai‘ wunderſam beſtätigt wurde. Ein neuer Beweis, wenn es deſſen bedürfte, wie innig verwachſen Goethe mit Hellas war, mit ſeinem Boden, ſeinen Dämonen, ſeinen Göttern und Menſchen, mit ſeiner Geſchichte und ſeiner Kunſt. Euphorion heißt der Sohn aus dem Liebesbunde in Arkadien. ‚Der Behende, der Geſchwinde‘ überſetzen die einen, der ‚Fruchtbare‘ die andern. Ich leſe aus dem Worte heraus, daß Euphorion alles Schwere leicht nimmt, leicht trägt, daß er beglückt iſt, weil er keine Erdenſchwere kennt, weil Euphorie, jenes typiſche Lebensgefühl der aufgehobenen Schwierigkeiten, ihm eignet. In wenigen Tagen wächſt er zum Jüngling, zum Heldenjüngling. Vom Vater ging das Titaniſche, von der Mutter das Ewig-Schöne und -Junge auf ihn über. Übermächtige Geiſteskraft leuchtet ihm zu Häupten, in der Hand hält er die goldene Leier. Ein Genius ohne Flügel, faunartig ohne Tierheit – ſo entwickelt er ſich zur Freude und zum Entſetzen des begeiſterten Elternpaars. Springt er auf den Boden, ſo ſchnellt ihn der Boden zu höchſten Höhen, federnd, wie nur ein Ball ſpringen kann. Was nun folgt, iſt höchſtes Glück und Erſchauern zugleich. Euphorion wächſt den liebenden Eltern über den Kopf. Alle Mahnungen ſchlagen fehl. Unbändiger Drang ins Weite, unbändiger Drang in die Höhe ſpricht aus den Worten des Jünglings, der ſeinen Eltern als den Vertretern behaglichen Lebensglückes entgegentritt, ja ſchroffe Auflehnung an den Tag legt:

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun!

Spielen und tändeln möchten die Eltern mit dem Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit. Euphorion aber reift zum Manne. Zum Manne, der den Sinn und Wert des Lebens im Kriege findet.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg iſt das Loſungswort!
Sieg! und ſo klingt es fort.

Das ſind erhabene, heroiſche Worte aus dem Munde des überſchnell Gereiften und Gewachſenen. Gefährlich zu leben – iſt ſeine Parole. Hier ſteigert ſich Goethe zum Letzten und Gewaltigſten. Lord Byrons Schickſal wird im Fauſt verankert. Euphorion, der Hochbegabte, der Künſtler, der Dichter, der Seher kennt nur noch einen Weg, den Weg in die Schlacht. Wie Lord Byron nach Hellas zog, weil der Freiheitskampf der Hellenen ſeine Seele füllte, ſo kündet er voll Manneswürde und Mannesmut ſeine Wünſche:

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort widerdonnern Tal um Tal,
In Staub und Wellen Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual!
Und der Tod
Iſt Gebot,
Das verſteht ſich nun einmal.

Von ſolcher Leidenſchaft erfaßt, wagt er den Flug, den Flug in die Lüfte, freilich – es iſt ein Ikarusflug. Der Abgeſtürzte bleibt am Boden zu Füßen der Eltern liegen, grimmige Pein folgt der Freude, und der erſchütternde Ruf, der erſchütterndſte aus dem ganzen zweiten Teile des ‚Fauſt‘, hallt aus der Tiefe, edelſtes Zeugnis dafür, daß noch kindliche Treue in Euphorions Herzen wohnt, dringt an unſer Ohr und an das der – gebrochenen Eltern:

Laß mich im düſtern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

Glück und Schönheit – Helena weiß es genau – vereinen ſich dauernd nicht im Leben. Ein letztes Lebewohl gilt dem Liebesbande, das ſie an Fauſt knüpfte. Der Urlaub zur Oberwelt iſt beendet. Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band. Sie umarmt Fauſt, das Körperliche verſchwindet, nur Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen zurück. Die Gewande der Helena löſen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt und tragen ihn fort. Die Hellasfahrt iſt zu Ende. Helena gleitet zum Hades wieder hinab. Die Phorkyas legt die griechiſche Maske ab und ſteht wieder als Mephiſto vor uns.

Auf dem Mantel der Helena, der jetzt zum Zaubermantel wird, fliegt Faust nach Norden zurück. Der Mantel wandelt sich zur Wolke, die ihn ‚an klaren Tagen über Land und Meer' führt und endlich auf starren, zackigen Felsengipfeln im Hochgebirge niederläßt. Nicht zerstiebend, sagt der Dichter, das heißt langsam und ruhig löst sie sich von Faust, ballt sich zur Wolkenmasse und zieht ostwärts. Dem Dichter, der zeitlebens die Wolken geliebt hat, deren Bildungen nur zu leicht bei ihm menschliche Gestalt annehmen, wird das Wolkengebilde zum fernen Eisgebirge

und spiegelt blendend flüchtger Tage großen Sinn.

Ein göttergleiches riesenhaftes Frauengebilde auf sonnbeglänzten Pfühlen, bald Juno, bald Leda, bald Helena ähnlich, täuscht dem Hellasfahrer noch einmal das vollendete Bild klassischer Schönheit vor, um bald für immer zu verschwinden...

Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

Ein optisches Nachbild! – sind wir versucht zu sagen. Faust trennt sich nur schweren Herzens von Hellas, das Beste seines Innern zieht es dorthin...

Da tappt auf der Platte, die Faust als Raststätte im Fluge gewählt hat, ein Siebenmeilenstiefel auf: Mephisto, jetzt in der Rolle des Versuchers, der ihm ‚die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten' (Matthäus 4) gezeigt hat und sich nun nach Fausts neuen Gelüsten erkundigt! Da geschieht das große Wunder. Faust ist jetzt Herr und Meister und bedarf keines Führers und keines Verführers mehr. Die Fahrt nach Hellas hat ihn gewandelt. Freilich nicht im Sinne jener Kommentatoren, deren ‚Unverstand' (Kuno Fischer) ihn in Hellas Opfer werden ließ, Opfer des ästhetischen Erlebnisses und der Berührung mit Helena... Ich unterschreibe vielmehr, was K. May treffend erfaßt hat, daß sich Faust nunmehr ‚der Gefahr des Ästhetischen für immer entrissen' hat, und behaupte, daß er von Helena weder ruiniert noch geschwächt noch zum Scheitern gebracht worden ist. Gerade die Begegnung auf der Platte hoch oben im Hochgebirge, das für Mephisto zum Berge der Versuchung wird, zeigt klar, daß Faust nach dem Hellaserlebnis nicht zusammenbricht, sondern im Gegenteil, daß er ‚Kraft zu kühnem Fleiß' fühlt. Stürmisch verlangt er nach Taten und nach dem Norden zurück. Vom Bann der zauberhaften Griechin befreit, steht er immer noch und immer wieder im Zeichen des ewigen Werde!, ein Verächter Sardanapals. Leidenschaftlich ent-